



STADT-THEATER STETTIN

ZWEITES HEFT
OKTOBER 1931

BEETHOVEN

DAS HEILIGENSTADTER TESTAMENT

Ludwig van Beethovens vom Jahre 1802, bestimmt für seine Brüder Karl und Johann van Beethoven.

O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erklärtet, wie unrecht tut ihr mir! Ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet. Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens; selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt, aber bedenket nur, daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verschlimmert. Von Jahr zu Jahr in der Hoffnung, gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Überblick eines dauernden Übels (dessen Heilung vielleicht Jahre dauern wird oder gar unmöglich ist) gezwungen, mit einem feurigen, lebhaften Temperamente geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen. Wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinaussetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch war's mir noch nicht möglich, den Menschen zu sagen: sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub. Ach, wie wär' es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bei mir in einem vollkommeneren Grade als bei andern sein sollte, eines Sinnes, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß gehabt haben, — o, ich kann es nicht. Drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte. Doppelt wehe tut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feinere Unterredungen, wechselseitige Ergiebungen nicht statthaben. Ganz allein, fast nur soviel, als es die höchste Notwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen. Wie ein Verbannter muß ich leben; nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Ängstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu

werden, meinen Zustand merken zu lassen. — So war es denn auch dieses halbe Jahr, was ich auf dem Lande zubrachte. Von meinem vernünftigen Arzte aufgefordert, soviel als möglich mein Gehör zu schonen, kam er fast meiner jetzigen natürlichen Disposition entgegen, obschon, vom Triebe zur Gesellschaft manchmal hingerissen, ich mich dazu verleiten ließ. Aber welche Demütigung, wenn jemand neben mir stand und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte, oder jemand den Hirten singen hörte und ich auch nichts hörte. Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben. — Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück. Ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte, und so fristete ich dieses elende Leben — wahrhaft elend, einen so reizbaren Körper, daß eine etwas schnelle Veränderung mich aus dem besten Zustande in den schlechtesten versetzen kann. — Geduld — so heißt es. Sie muß ich nun zur Führerin wählen, ich habe es. — Dauernd, hoffe ich, soll mein Entschluß sein, auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Vielleicht geht's besser, vielleicht nicht, ich bin gefaßt.—Schon in meinem achtundzwanzigsten(!) Jahre gezwungen, Philosoph zu werden; es ist nicht leicht, für den Künstler schwerer als für irgend jemand. — Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohltun drin hausen. O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir unrecht getan, und der Unglückliche, er tröste sich, einen seinesgleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch alles getan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden. — Ihr, meine Brüder Karl und Johann, sobald ich tot bin, und Professor Schmidt lebt noch, so bittet ihn in meinem Namen, daß er meine Krankheit beschreibe, und dieses hier geschriebene Blatt fügt Ihr dieser meiner Krankengeschichte bei, damit wenigstens soviel als möglich die Welt nach meinem Tode mit mir versöhnt werde. — Zugleich erkläre ich Euch beide hier für die Erben des kleinen Vermögens (wenn man es so nennen kann) von mir. Teilt es redlich und vertragt und helft Euch einander. Was Ihr mir zuwider getan, das weißt Ihr, war Euch schon längst verziehen. Dir, Bruder Karl, danke ich noch insbesondere für Deine in dieser letztern, spätern Zeit mir bewiesene Anhänglichkeit. Mein Wunsch ist, daß Euch ein besseres, sorgenloses Leben als mir werde. Empfehlt Euren Kindern Tugend: sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld; ich spreche aus Erfahrung; sie war es, die mich selbst im Elende gehoben, ihr danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben

endigte. — Lebt wohl und liebt Euch! — Allen Freunden danke ich, besonders Fürst Lichnowsky und Professor Schmidt. — Die Instrumente von Fürst Lichnowsky wünsche ich, daß sie doch mögen aufbewahrt werden bei einem von Euch; doch entstehe deswegen kein Streit unter Euch. Sobald sie Euch aber zu was Nützlicherem dienen können, so verkauft sie nur. Wie froh bin ich, wenn ich auch noch unter meinem Grabe Euch nützen kann! —

So wär's geschehen. — Mit Freuden eil' ich dem Tode entgegen. — Kommt er früher, als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunstaffigkeiten zu entfalten, so wird er mir trotz meinem harten Schicksal doch noch zu früh kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen. — Doch auch dann bin ich zufrieden: befreit er mich nicht von einem endlosen leidenden Zustande? — Komm', wann du willst: ich gehe dir mutig entgegen. — Lebt wohl und vergeßt mich nicht ganz im Tode. Ich habe es um Euch verdient, indem ich in meinem Leben oft an Euch gedacht, Euch glücklich zu machen; seid es!

Heiligenstadt, am 6. Oktober 1802.

Ludwig van Beethoven.

Heiligenstadt, am 10. Oktober 1802.

So nehme ich denn Abschied von Dir — und zwar traurig. — Ja, die geliebte Hoffnung — die ich mit hierher nahm, — wenigstens bis zu einem gewissen Punkte geheilt zu sein — sie muß mich nun gänzlich verlassen. Wie die Blätter des Herbstes herabfallen, geweilt sind, so ist — auch sie für mich dürr geworden. Fast wie ich hierher kam — gehe ich fort — selbst der hohe Mut — der mich oft in den schönen Sommertagen beseelte — er ist verschwunden. — O Vorsehung — laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! — Solange schon ist der wahren Freude inniger Widerhall mir fremd. — O wann — o wann, o Gottheit — kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen! — Nie? — nein — o, es wäre zu hart! —

GESPRÄCH MIT BEETHOVEN

Aus dem Brief Bettinas an Goethe vom 28. Mai 1810.

Gestern ging ich mit ihm in einen herrlichen Garten, in voller Blüte, alle Treibhäuser offen, der Duft war betäubend; Beethoven blieb in der drückenden Sonnenhitze stehen und sagte: „Goethes Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich, ich werde gestimmt und aufgeregzt zum Komponieren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimnis der Harmonien schon in sich trägt. Da muß ich denn von dem Brennpunkt der Begeisterung die Melodie nach

allen Seiten hin ausladen, ich verfolge sie, hole sie mit Leidenschaft wieder ein, ich sehe sie dahinfliehen, in der Masse verschiedener Aufregungen verschwinden, bald erfasse ich sie mit erneuter Leidenschaft, ich kann mich nicht von ihr trennen, ich muß mit raschem Entzücken in allen Modulationen sie vervielfältigen, und im letzten Augenblick, da triumphiere ich über den ersten musikalischen Gedanken, sehen Sie, das ist eine Sinfonie; ja, Musik ist so recht die Vermittlung des geistigen Lebens zum sinnlichen. Ich möchte mit Goethe hierüber sprechen, ob der mich verstehen würde? . . . Sprechen Sie dem Goethe von mir, sagen Sie ihm, er soll meine Sinfonien hören, da wird er mir recht geben, daß Musik der einzige unverkörperte Eingang in eine höhere Welt des Wissens ist, die wohl den Menschen umfaßt, daß er sie aber nicht zu umfassen vermag . . .

Musik gibt dem Geist die Beziehung zur Harmonie. Ein Gedanke, abgesondert, hat doch das Gefühl der Gesamtheit der Verwandtschaft im Geist; so ist jeder Gedanke in der Musik, in innigster, urteilbarster Verwandtschaft mit der Gesamtheit der Harmonie die Einheit.

Alles Elektrische regt den Geist zu musikalischer, fließender, austströmender Erzeugung.

Ich bin elektrischer Natur. — Ich muß abbrechen mit meiner unerweislichen Weisheit, sonst möchte ich die Probe versäumen, schreiben Sie an Goethe von mir, wenn Sie mich verstehen, aber verantworten kann ich nichts und will mich auch gern belehren lassen von ihm.“

Ich versprach ihm, so gut ich's begreife, Dir alles zu schreiben. — Er führte mich zu einer großen Musikprobe mit vollem Orchester, da saß ich im weiten unerhellten Raum in einer Loge ganz allein; einzelne Streiflichter stahlen sich durch Ritzen und Astlöcher, in denen ein Kranz bunter Lichtfunkeln hin und her tanzte, wie Himmelsstraßen mit seligen Geistern bevölkert.

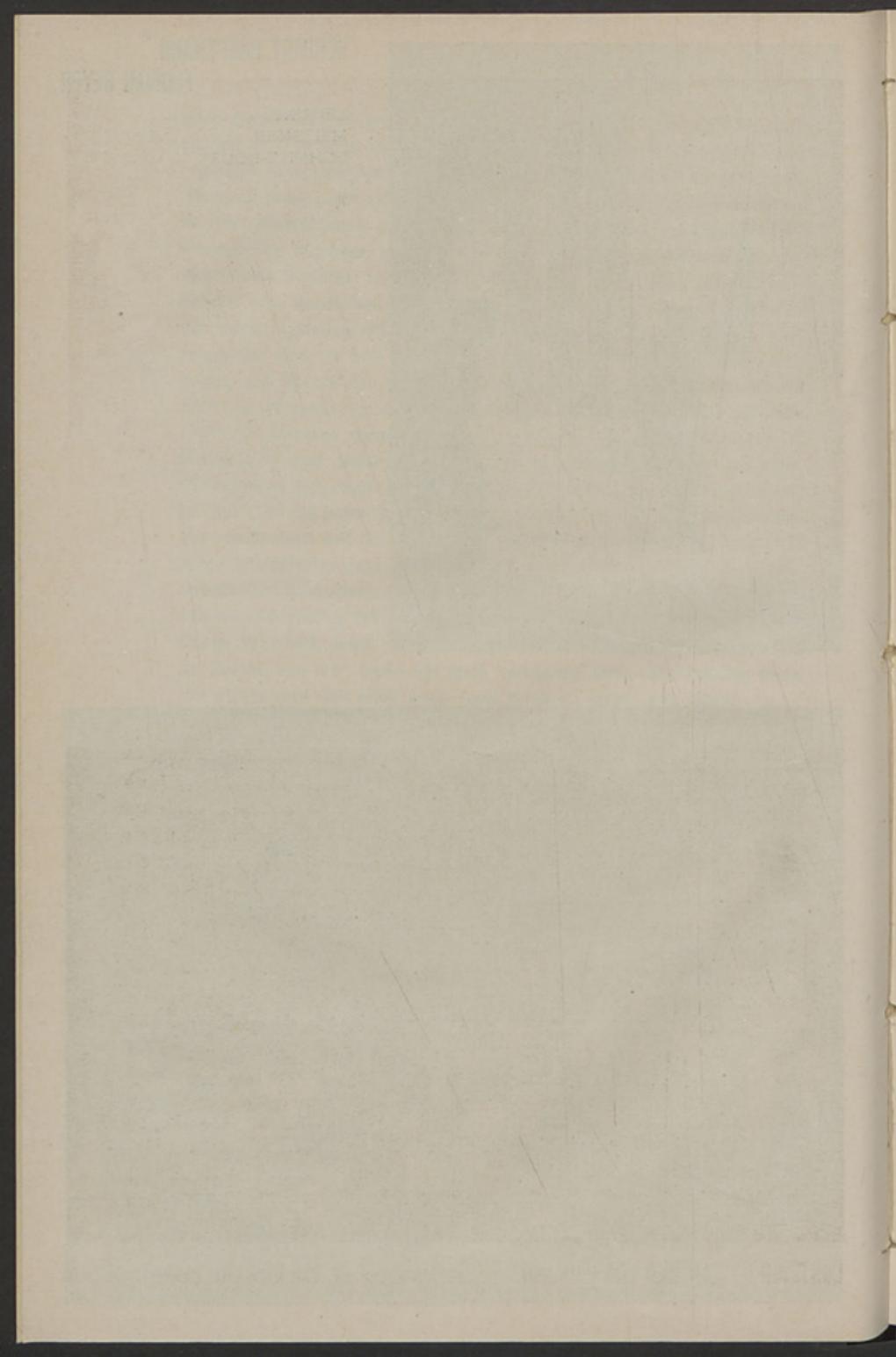
Da sah ich denn diesen ungeheuren Geist sein Regiment führen. O Goethe! Kein Kaiser und kein König hat so das Bewußtsein seiner Macht, und daß alle Kraft von ihm ausgehe, wie dieser Beethoven, der eben noch im Garten nach einem Grund suchte, wo ihm denn alles herkomme; verständ' ich ihn so, wie ich ihn fühle, dann wüßt' ich alles. Dort stand er so fest entschlossen, seine Bewegungen, sein Gesicht drückten die Vollendung seiner Schöpfung aus, er kam jedem Fehler, jedem Mißverständen zuvor, kein Hauch war willkürlich, alles war durch die großartige Gegenwart seines Geistes in die besonnenste Tätigkeit versetzt.

Man möchte Weissagen, daß ein solcher Geist in späterer Vollendung als Weltherrscher wiederauftreten werde.

GERHART HAUPTMANN
FLORIAN GEYER

LEITUNG:
MEISSNER
SCHMITZ-BOUS







BEETHOVEN — FIDELIO

LEITUNG: MEISSNER, GROSSMANN, PROF. ROSENBAUER



LORTZING — ZAR UND ZIMMERMANN

LEITUNG: HEYN, ERLENWEIN, SCHMITZ-BOUS

LORTZING

BRIEFE

an Reger

Leipzig, 5. August 1845

Ich habe ungeheures Glück. Man wollte mir für den kommenden Winter die Direction der Euterpe-Concerte übertragen; in der deswegen gehaltenen Conferenz indessen wurde gleich dem Proponenten bemerkt, daß ich gewiß mehr als 10 Engagements hätte und mich wegen eines mageren Benefizes von höchstens 100 Thalern nicht einen ganzen Winter hindurch hinsetzen würde; so ließ man die Sache fallen und ein Anderer wurde erwählt. Nach Berlin und Darmstadt habe ich vor circa sechs Wochen geschrieben, weil ich gehört, es würden dort Veränderungen vorgehen und bekam (als bekannter Opernkomponist!) gar keine Antwort von beiden Orten. Was sagst du dazu? Früher, als unbekannter Schauspieler, schrieb man mir doch wenigstens „es thut uns leid, aber die Verhältnisse etc.“

an Reger

Leipzig, 21. Oktober 1845

Wenn der gewisse Posa sagte: „Das Leben ist doch schön“, so war der Mann gewiß nie außer Engagement oder er hat Privatvermögen gehabt, denn mit allem Respekt vor jenem Kürassier, ich möchte dies Leben doch stellenweise manchmal für ein anderes geben. Ins Theater komme ich gar nicht; es ist mir, als gehörte ich nicht dahin oder die Menschen betrachteten mich mit mitleidigen Blicken, indem sie fragen möchten: „Du armer Teufel treibst dich ja noch immer ohne Engagement herum!“ Die Orchester-Mitglieder und andere Leute, welche mich früher „Herr Capellmeister“ titulirten, gerathen in Verlegenheit, wenn sie mich begrüßen: „Ah, guten Tag, Herr —“, der Capellmeister, meinen sie, gebühre mir nicht mehr und mich schlechtweg wie früher zu nennen, fürchten sie, mich zu beleidigen. Das sind alles nur Lächerlichkeiten, sie wecken aber unangenehme Reflexionen, d'rüm ist es besser, man erwehrt sich ihrer.

„(H . . . Is haben, wie ich höre, vom „Czaaren“ bereits die achte Auflage gemacht, und dafür habe ich 40 Friedrichsd'or erhalten — im Ganzen!!)“

an Reger

Wien, den 5. Dezember 1847

„Ich bin nun über fünf Vierteljahr in Wien; wenn ich aber sagen sollte, daß ich mich behaglich fühlte, so müßt' ich's lügen. Theils mag der Grund darin liegen, daß ich zu lange an einem Orte war, theils daß man zu alt ist, um sich so bald wieder anzuschließen, — mit einem Worte, ich fühle mich sehr vereinzelt. Die Theaterverhältnisse sind die traurigsten, die du dir denken kannst; ein ewiger Wirrwarr. Die

Direction ist mit der Kritik total zerfallen, wir mögen anstellen was wir wollen, wir werden gehunzt; dazu kommt nun noch die Perspective, daß mit Beginn des Frühjahrs unser Herr Director das Theater wohl auflösen wird, da seine Finanzen total zerrüttet sind. Du ersiehst aus allem Dem, daß meine Existenz keine besonders erfreuliche ist, und wenn ich offen sein soll, so ist die Hoffnung auf eine zu erwartende Umwälzung der Theaterumstände noch das Einzige, was mich ermuthigt, denn so kann es nicht bleiben Mit deinem Herrn Director G habe ich einen etwas kurzweiligen Briefwechsel geführt. Er hat nämlich die „Undine“ gar nicht von mir, sondern vom Cölner Director B gekauft, hat mir keine Sylbe davon geschrieben und that sehr erstaunt, als ich endlich um das Honorar von fünfzehn Louisd'or einkam. Er bemerkte mir, daß die Oper viel gekostet usw.; ich möchte mich mit zwölf Louisd'or begnügen. Ich habe ihm darauf seine Schmutzigkeit vorgehalten, aber bis dato — noch keinen Pfennig erhalten. Ein Wechsel, den ich hinschickte, wurde remittirt mit dem Bemerken, sie würden das Geld schon anweisen. Wie ich höre, soll die Oper von Anfang nur geringen Erfolg gehabt, später aber gute Häuser gemacht haben, also um so schmutziger. Hier wurde sie zu meinem Benefiz bei überfülltem Hause und mit großem Beifall gegeben, von der Kritik aber niederträchtig gemacht. . . .

an Reger

Wien, 18. September 1848

So sitzt der deutsche Componist Albert Lortzing in fürchterlichem Pech. Die Direction schuldet mir über drei volle Monate und ein Benefiz, welches mir im vorigen Jahre über 500 Fl. C.-M. brachte. Der Opernverkauf war miserabel und um allem Malheur die Krone aufzusetzen, blieben 500 Thaler, welche ich in Leipzig bis zum 1. August gekündigt und fest erwartet hatte, aus, weil der Advocat die Kündigung nicht für gültig erklärte. Ich habe nun in der Angst meines Herzens alle meine Freunde, P. natürlich zuerst, gebeten, mir die Summe gegen die vollkommenste Sicherheit vorzustrecken, — — keiner ist es im Stande. Gegen den Advocaten habe ich Klage erhoben, ob sie nützen wird, ist dahin gestellt — im andern Falle kann ich das Geld unter einem Jahre nicht bekommen. Es wäre mir auch unter andern Umständen ganz gleichgültig, aber die gräßliche Verlegenheit, in der ich mich befindet! Was ich von werthvollen Sachen besitze, ist auf dem Versatzamt, sonst wäre ich mit den Meinigen bereits verhungert! — hübsch! —

an seine Frau

Gera, Februar 1850

„Mein liebes gutes Weib!

. . . Wollte man Jemand das Theater verleiden, so müßte man ihn hierher schicken. Das leicht gebaute Schauspielhaus, vor dem Thore

ganz einzeln dastehend, kann nicht geheizt werden; die Kälte ist daher fürchterlich. Decorationen, Garderobe und Orchester entsetzlich; dazu ein immerwährender Lampendampf, denn da die Lampen einzufrieren drohen, werden sie höher und höher geschraubt. Mit einem Worte, es ist ein einziges Vergnügen . . .

„Ich machte heute morgen meinen Besuch bei der Direction und rückte endlich nach vielen Hin- und Herreden mit dem Wunsche heraus, die Errungenschaften des gestrigen Tages in Empfang zu nehmen. Man sagte mir, die Berechnung sei noch nicht gemacht und man wollte sie mir später zusenden . . .

Nun ist es schon 4 Uhr vorüber und ich habe noch immer nichts erhalten. Ich muthmaße, daß man der gestrigen Einnahme benötigt war, um die Gagen zahlen zu können, und mich für nicht so bedürftig hält, wie ich es leider bin. Ich muß daher diesen Brief leer abschicken, so peinlich mir's auch ist. Nach der morgenden Vorstellung fordere ich auf jeden Fall die beiden Theile. Schicke daher, mein liebes gutes Weib, ein paar Zeilen an P. und bitte ihn um einige Thaler bis zum Montag, denn bis dahin wirst du unmöglich mit deinem Wenigen auskommen können. — — Ich sitze außer der Zeit die das Geschäft beansprucht, zu Hause in meiner Stube und blase Trübsal, wobei ich leider — wenn ich nicht erfrieren will — viel Holz verbrennen muß. Lebt wohl, meine lieben Leute.

an seine Frau

Berlin, 17. Juni 1850

Einliegend sende ich dir zwanzig Thaler von meiner Gage; fünf habe ich zurückbehalten. Du wolltest zwar edelmüthiger Weise diesmal nichts haben, aber es beunruhigt mich, euch so karg versorgt zu wissen. Meinetwegen mache dir keinen Kummer, ich schlage mich durch. Auch sind meine Bedürfnisse sehr einfach. Wären sie es vielleicht immer so gewesen, brauchten sie es jetzt nicht so zu sein. Aber der Mensch denkt manchmal thörichter Weise, wenn er den Geist anstrengt, müsse er dem Körper etwas bieten, um jenen wieder zu stärken, namentlich wenn ihm die geistigen Producte etwas eingebracht haben, und das — scheint gefehlt zu sein.

an Düringer

Berlin, 1. August 1850

Also um wieder auf meine zerrütteten Finanzen zu kommen, ja, lieber Bruder, mir geht's wie dem Robert: „er hat nichts mehr“ — nur mit dem Unterschiede, daß ich's nicht wie jener verspielt habe. Mein bißchen Erspartes ist dahin, mein bißchen Silber und Pretiosen schon seit lange versetzt; nebstbei schulde ich noch etliche Hunderte in Leipzig. Meine kleine Gage beträgt (ohne Benefiz) 600 Thaler und

reicht natürlich kaum für den Magen aus; auch auf diese habe ich Vorschuß nehmen müssen, der mir wieder in Raten abgezogen wird. Ich darf dir zuschwören, daß es mir manchmal am Nothwendigsten fehlt — zum Versetzen habe ich nichts mehr und kann mich doch vor der Welt nicht blosgeben, weil ich mich schäme — für die Welt! — ich arbeite nur für die Verleger, werde von diesen Hunden getreten und — muß mich treten lassen.

BIOGRAPHISCHE BEMERKUNGEN

PH. I. DÜRINGER

Während andere Nationen stolz sind auf ihre Talente, während sie durch freiwillige Gehalte ihre hervorragenden Dichter und Künstler den alltäglichen Sorgen entheben, lassen wir Deutschen sie unbekümmert verderben; — erst wenn sie gestorben sind, gelangen sie zu wohlverdienter künstlerischer Geltung, — erst wenn sie auf Kosten Anderer begraben werden müssen, verwundert man sich über die Unge rechtigkeit des Schicksals, das solchen Menschen den irdischen Lohn versagte! — In Frankreich würde Lortzing von den Tantiemen des „Czaar und Zimmermann“ allein ein reicher Mann geworden sein. — O, über die Unseligkeit deutscher Künstlerverhältnisse! —

*

*

*

Als Lortzing nach Conratin Kreuzers Tode im vergangenen Jahre den Aufruf las, daß man dessen Witwe unterstützen möge, äußerte er im häuslichen Kreise, hoffend, daß für die Hinterbliebenen Kreuzer's die Nachwelt mehr thun werde, als die Mitwelt für ihn gethan: „Wenn ich einmal tott sein werde, kann es euch auch noch besser werden.“ Möge seine Hoffnung in Erfüllung gehen! Vertrauen wir indessen auf die Theilnahme der Unzähligen, die von seinen Liedern erfrischt und erfreut wurden — sie werden Alle, in ehrender Dankbarkeit gegen den todteten Meister, seine Lieben nicht dem Elende überlassen. — der Vielen, die für menschliches Leid fühlen; — sind doch sogar einzelne Beiträge vom Auslande eingegangen — ist sein Czaar, ein deutsches Werk, doch bereits in's Schwedische, Dänische, Böhmisiche und in's Ungarische übertragen, und jenseits des Meeres klingen seine Melodien; — es wird sich das deutsche Volk, wo es sich, wie hier, um eine Ehrensache handelt, gewiß nicht beschämen lassen; hat er sich doch in dem Herzen seines Volkes ein bleibend Denkmal gesetzt, und die Liebe der Nachwelt ist sein schönster Lohn!